



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Auerbach, Berthold: Zur Theorie der Volksschrift.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur Theorie der Volkschrift.

Von

Berthold Auerbach. *)



I.

Das Pikante und Interessante in seinem Verhältniß zur Volkschrift.

Es gibt viele Richtungen des heutigen Geschmacks, deren fahriges Wesen eben damit noch nicht leicht einer begrifflichen Bestimmung Stand hält. Hierzu gehört auch die Richtung nach dem Pikanten und Interessanten. Suchen wir daher einige Merkmale dieser Richtung festzuhalten, um daraus das Verhältniß der Dichtung für das Volk zu ermitteln. Die Volksliteratur theilt Lust und Licht und alle äußeren Bedingungen mit den Bestrebungen, die für die höheren Gebiete des Geistes sich regen.

Das sogenannte höhere Gesellschaftsleben bewegt sich fast ausschließlich zwischen den positiven und negativen Polen, die da heißen: Amüsiren und Ernüßiren. Die Literatur des Interessanten und Pikanten schlägt hier hinein.

Pikant ist das Unvergohrene, oder das durcheinander Gehackte, das scharf Gebeizte; es soll nicht sättigen und nicht tränken, es soll nur den Gaumen reizen, die verlorene Genußfähigkeit anregen.

Welch' einen eigenthümlich beliebten haut goüt verleiht da eine recht wilde Subjectivität. Bringt nur Alles vor, wie es euch in den Sinn kommt, seid nicht so pedantisch, es an einem unvergänglichen Maßstabe zu prüfen und nur das Wirkliche und Wahrfaste zur Erscheinung kommen zu lassen, laßt euch nur ganz gehen, gewiß, ihr seid pikant.

Im Pikanten stellt sich das Unvereinbarste neben einander. Man gibt sich nicht die Mühe oder hat die Kraft nicht, es zu ei-

*) Aus einem bald erscheinenden größeren Werke.
Grenzboten, 1846. II.

nem in sich geschlossenen Ganzen zu verarbeiten, das eben ist ja gerade pikant.

Hat der Darsteller des Pikanten eine Tendenz, so werden die von ihm Verfolgten ihn gewiß am meisten lesen; sie fühlen es dunkel, daß er sie nur amüsiren und ihnen nichts weiter anhaben kann, weil der sittliche Boden fehlt, von dem aus sie allein getroffen werden können, weil ihnen nie der heilige Zorn entgegenflammt, der ihre vornehme Hohlheit in sich zusammen brechen macht.

Wenn der Pikante alle die seltsamen und oft brillanten Wunderlichkeiten seiner Subjectivität ausgebreitet hat, so ist er im Stande und wirkt zuletzt noch seine Leser, seine Gebilde und sich selber oben drein über den Haufen. Er hat keine Liebe, weder zu sich, noch zu seinem Werke, die ihn aufrecht erhält, das wäre ja altväterisch und langweilig.

Nun aber tritt sein Halbbruder oder sein eigener Doppelgänger auf, der mit verschränkten Armen, blassen Antlitzes dort an eine Säule gelehnt steht, es ist das Interessante.

Das Interessante ist der gesellschaftsfähige, modisch aufgestuzte Rabenjammer. Wenn ein Gegenstand, ein Ereigniß, ein Mensch, eine vorübergehende Erregung zuwege bringt, ohne dadurch das thatenlose Gleichgewicht zu stören, ohne eine tiefere Bethheiligung zu erregen, sondern nur die lahme Maschinerie eine Weile in Gang bringt, so nennt man das interessant. Ein leidender Zug ist erforderlich, er darf aber nicht so stark sein, um zum wirklichen Mitleiden zu erregen. Ausgebrannte Wüflingsnaturen vorführen, mit dem scheinbar nachlässig drapirten Schleier eines Geheimnisses, das „enchantirt;“ erstorbene Empfindungsleichen noch einmal galvanisiren, daß sie krampfhaft aufzucken, wie reizend und interessant ist das! Zu dem Interessanten gehört nothwendig, daß man nie aus der Zuschauerstellung heraus kommt, denn Amusement, Genuß ist hier der Hauptzweck. Man betrachtet sich das Schauspiel und fühlt sich dabei recht wohl in seiner eigenen Haut. Der einzige Ehrenpreis der pikanten Bewegung ist wesentlich: Aufsehen erregen.

In der literarischen Form trifft das Pikante und Interessante fast ganz zusammen. Man ist bei jedem einzelnen Sage am Ziele, weil man keines hat, abbrechen kann, wo man will; es geht nicht, je nach dem Erforderniß, in Schritt, Trab oder Galopp;

wo eine Nebenliebschaft wohnt, macht die Sprache Männchen — man erregt auch im Einzelnen Aufsehen.

In der pikanten Schreibart macht jeder Satz, ja oft jedes einzelne Wort für sich einen besondern Anspruch. Die Sprache unterordnet sich nicht mehr dem einheitlichen Gedanken des Ganzen, weil dieser nicht da ist. Nie und nirgends ist mehr von „brillantem Styl“ und „eleganter Schreibart“ als etwas ganz Besondern die Rede, als beim Interessanten und Pikanten, weil es sich dabei nicht um die Produktion eines Neuen handelt, sondern wesentlich nur um den virtuosen Vortrag.

Wie verhält sich nun alles dies zur Dichtung für das Volk?

Es gibt keine besondere Aesthetik des Volksthümlichen, die Zustände und Motive sind hier nur noch einfacher, ursprünglicher.

Das sauer süße Lächeln, das Aufgeregtsein ohne bestimmtes Wollen und Wünschen durch die Vermittlung des Pikanten kann und darf hier nicht Raum greifen. Hier herrscht noch das einfache Lachen und das einfache Weinen.

Das Pikante muß schnell verschlungen werden, der Leser und Zuschauer darf gar nicht zur Ruhe und Besinnung kommen, der Dämon des Ennuyirens jagt mit geschwungener Geißel — im Volke darf man noch einer gewissen behaglichen Ruhe gewiß sein.

Die raschtaktigen Galoppaden sind auch schon auf dem Lande heimisch geworden, aber man bewegt sich doch noch vorzugsweise gerne nach den sanften, behaglichen Schwingungen des Ländlers.

Auf dem Lande klettert man nicht die dürre Turnstange hinan, und läßt sich wieder herab, Alles blos der Uebung zu Liebe; man steigt einen lebendigen Baum hinan, um eine Frucht zu pflücken, ein Nest auszuheben — die Kunst und die Uebung des Kletterns ergibt sich schon von selbst.

Das Geistreichstren ist hier nicht am Plage.

Wie man im Volke nicht leicht spazieren geht, blos um sich Bewegung zu machen, ziellos, so ist auch die geistige Bewegung nicht bloßes Spazierengehen; man will wohin kommen, oder sich nach dem Seinigen umschauen, wie es mit der Saat und der Ernte aussteht und wo man am Werkstage zugreifen muß.

Kann das Pikante nur rasch, so kann es auch meist nur ein

Mal genossen werden, die Volksschrift aber muß ihrem innersten Wesen nach oft und oft gelesen werden können.

Im Volke wird eine ruhige logisch gehaltene Darlegung noch nicht so leicht von einem feingespitzten Bonmot ausgestochen; man will sich noch überzeugen lassen und findet das noch gar nicht langweilig und uninteressant.

Die ganze abgekehrte Interessantheit hat Gottlob im Volke noch keinen Raum. Das Laster ist noch ganz, tiefgewaltig, noch nicht raffinirt, parfümirt und anziehend. Gestank bleibt Gestank. Und vor Allem: im Volke ist noch nicht wie in der Welt der Interessantheit das Bewußtsein der Pflicht abhanden gekommen; das Leben ist noch nicht bloß Genuß, sondern auch eine Pflicht, das Nachdenken ist eine Pflicht, die zur That führen soll.

Tugend und Rechtschaffenheit sind hier noch keine langweiligen altväterischen Worte und Sachen, und sollen es, will's Gott, nie werden.

Die Geilheit der bloßen Genußsucht, auch in geistigen Dingen, die keinerlei Anstrengung, keinerlei emsiges Thun mehr will, die dilettantische Topfguckerei kann und soll nicht in's Volk dringen.

Auch ist das nicht so leicht zu fürchten, da man hier noch weiß, daß, wer ernten will, auch pflügen und säen muß. In und aus der Arbeit muß der Genuß kommen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß auch der Volksschrift die rechte Würze nicht abgehen darf; nur ist Gewürz keine Speise. Die Volksschrift muß mehr wollen als anregen und reizen, ihre Aufnahme muß ein Thun sein und zum Thun hinführen.

2.

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, ihre Hindernisse und ihre Förderung.

Durch die Vermischung von Volks- und Kinderschriften ist man auch vielfach zu dem falschen Verfahren gelangt, sich im Ausdrücke herabzustimmen und ganz die Redeweise seiner gedachten Leser zu wählen. Wie aber schon diejenige Kinderschrift die Kleinen anwidert, die sich auf läppische Weise in ihre unbehülftliche Sprache hinein zwingt, so noch weit mehr und mit größerem Rechte das

Volk. Man braucht nicht zu stottern und allerlei Theile auszulassen, um sich einem schwer Hörenden und Sprechenden verständlich zu machen; dieser versteht gerade den am besten, der am vollsten und rundesten spricht.

Die Volksschrift muß auch das mit dem Volksliede gemein haben, daß sie wie dieses nicht unmittelbar für die stummen Zeilen des Drucks zubereitet sei. Wie das Volkslied erst gesungen und später erst aufgeschrieben wurde, so muß auch die Volksschrift gewissermaßen erst mündlich erzählt und dann erst aufgezeichnet werden. Dadurch zeigt sie sich auch um so angemessener, wie das meistens geschieht, laut gelesen zu werden. Auch ist nicht nöthig, daß Alles gleich beim ersten Lesen so plan und platt sei, daß keine Nachlese mehr gehalten werden kann; gerade diese erfreut oft am meisten, weil sie die Thätigkeit des Suchens und die Ueberraschung des Findens gewährt. Im Volke wird eine Geschichte mehr als einmal gelesen und da ist es gut, wenn man davon noch eine besondere Ausbeute hat. Diese wird aber nicht dadurch für den glücklichen Finder versteckt, wenn man wie namentlich häufig die Herren Pfarrer thun, auf jedes Hauptwort eine ganze Meute von Beiwörtern heßt; die Bezeichnung der Spur genügt.

Man wird sehr häufig finden, daß, wenn man mit einem Menschen fremder Zunge seine selbsteigene Sprache spricht, man leicht durch Schreien und Radebrechen sich verständlich zu machen sucht. Gleicherweise glauben Viele, die durch die Schrift zum Volke reden, die Worte für ein und dieselbe Sache häufen und noch mit centnergewichtigen Beiwörtern belasten, oder andererseits radebrechen zu müssen. Die Volkssprache ist aber keine fremde Sprache, es sind dieselben Worte und Zeichen, nur ursprünglicher, und von der Anschauung ausgehend.

Wie bei der Dichtung aus dem Volke manche ausgeprägte, gangbare Begriffe und Ausdrücke wieder eingeschmolzen und flüssig gemacht werden müssen, so noch weit mehr in der Schrift für das Volk. Wir glauben z. B. ganz volkstümlich zu reden, wenn wir von „Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, Bestrebungen“ u. s. w. sprechen. Volkstümlich aber ist es nur, wenn wir die Sache, auf die oder von welcher diese Seelenzustände ausgehen, anschaulich vorführen und dabei sagen „nun denken, fühlen u. wir.“

Das von anderweit fertig Ueberkommene muß hier in seine ursprüngliche Entstehung zurückgeführt werden. Ein gesunder Takt muß davor bewahren, Abgedroschenes wie eine neue Ernte zu behandeln.

Es ist noch nicht lange, seitdem in der Literatur die Mode abkommt, die natürlichen Haare wie eine Perücke aufzustutzen. Das Alltägliche wird in hohe Redensarten eingemummt, von denen man nicht lassen zu können glaubt, und ohne welche allerdings die Blöße sich schneller kund geben würde. Wie leicht lassen sich Phrasen hin und her drehen, aber in einfacher Sprache zeigt sich schnell, was einer zu bieten hat. Seitdem alle Wissenschaft sich dem Leben näher anschließt, verliert sich auch die Zigeunersprache der Kathederweisheit immer mehr und mehr. Die lebendigsten Wahrheiten erstarren leicht zu Formeln, mit denen die Nachbeter großthun wie mit selbst gemachten Eroberungen. Muß man diese aber im Leben umsetzen, so ergibt sich bald, in wie weit das Angeeignete auch ein Eigenes geworden ist. Alles das ist von unberechenbarem Einfluß auch auf die volksthümliche Sprache und Schrift. Es wird und muß immer Erörterungen geben, die weit über das sogenannte volksthümliche Bewußtsein hinausragen, die schon von vorn herein auf einer erhöhten Stufe beginnen und deren Ergebnisse nur vereinzelt und auf Umwegen in das Volksbewußtsein zurückkehren; je klarer und bestimmter sich solche aber bewegen, um so rascher und erspriesslicher ist ihre Rückkehr in's Leben.

Vielfach geltend ist auch die Ansicht, daß die erste Bedingung einer volksthümlichen Sprache ihre Reinigung von Fremdwörtern und Kunstausdrücken sei. Gewiß muß das Bestreben dahin gehen, rein deutsch zu schreiben, aber wir können nur nach und nach dahin gelangen. Wie die Sachen heute stehen, ist durch das Staatsleben mit seinem fremden Rechte und schriftlich geheimem Verfahren, durch das Militärwesen, durch Schule und Kirche, eine solche Fluth von Fremdwörtern und Kunstausdrücken in den Strom der Alltagsprache gelenkt worden, daß wir mit heimischem Ausdruck geziert unverständlich und willkürlich werden. Die theoretische Sprachreinigung ging namentlich darin zu weit, daß sie alle Schattirungen eines Begriffes oder Merkmale eines Gegenstandes mit in den bezeichnenden Ausdruck aufnehmen wollte; dadurch entstand jene lächer-

liche Häufung, die den Gegnern leichte Waffe zur Verspottung in die Hand gab. Die Reichhaltigkeit unserer Sprache, die für jede Schattirung eines Begriffes u. s. w. ein eigenes Wort hat, so wie die Fortbildungsfähigkeit des vorhandenen Sprachschazes, gerade diese Vorzüge erschweren uns die feste Gestaltung einer volksthümlichen Sprache. Es ist aber nicht nöthig, daß in einem Worte alle Nebenbegriffe mit ausgedrückt seien; laßt es nur gäng und gäbe werden, es wird sich sein Gebiet schon behaupten.

Es gibt, wie für das Auge, so auch für das Ohr gleichsam eine Mode. Wie manche körperliche, so erscheint uns auch nach und nach manche geistige Gewandung nicht mehr so auffällig; es kommt nur darauf an, daß man mit dem Naturgemäßen und Schönen nicht vereinzelt dastehe, sondern Viele sich zu dessen Gebrauch zusammenthun und anschließen. Wäre von der Schul- und Kanzleiweisheit etwas Unselbstfisches, wahrhaft Volksthümliches zu hoffen, so wäre es hier gegeben, die Reinheit der Sprache vielfach festzusetzen; aber auch hier tritt neben dem vornehmen Dünkel die staatliche Trennung in den Weg: während in Süddeutschland etwas im Abstreich versteigert wird, hat man am Rheine und im Norden den „Soumissionsweg“, während man in Süddeutschland vergantet wird, kommt man im Norden in „Concurs“, die süddeutschen Volkskammern verweisen eine „Petition“ an die „Commission“ und die norddeutschen an eine „Deputation“ u. s. w.

Man hat es versäumt, zum Nachtheil für das Volksthum und seine dichterische Fassung, neue Erscheinungen alsbald mit einheimischen Lauten zu bezeichnen, wie z. B. Locomotive u. dgl. und wir müssen noch froh sein, daß man bei der Abfahrt nicht all right ruft, den reisenden Herren Engländern zu Gefallen. Und unsere aberwitzige sogenannte vornehme Welt dünkt sich um „so sublimier und exclusiver“, je mehr sie „die banalen Phrasen der Bourgeoise exittirt“ und fremdes Kauderwelsch in ihre „sociale Conversation melirt“.

Es ist schon anderweit bemerkt worden, daß diese Fremdsüchtelei ein trauriger Charakterzug in unserm Vaterlande ist, denn bei keiner andern Nation der Welt gilt man für vornehmer, wenn man ausländisch ist. Aus der Höhe der „Societät“ sind denn auch schon manche Früchte in die niederen Gebiete herabgefallen und es gibt manchen Dandy und Lion im Bauern-

mittel, der, wenn er Geld im Sack hat, statt des gemeinen „Guten Tag“ auch ein vornehmes „Buschur“ zuruft, und der Tailleur im Norden und am Rheine fährt sich geschmeichelt durch die Locken, wenn ihm der Marqueur beim Billardspiel vorzählt: Bojeng a Bojeng.

Gerade was ein Vorzug der deutschen Sprache ist, hat es dahin gebracht, das die raffinirten „Cercles es mauvais genre“ finden, sich ihrer zu bedienen. Ihr könnt es oft hören: die deutsche Sprache (die reichste von allen) habe nicht „Distinctionen und Nuancen“ genug. Allerdings heißt im Deutschen der Roué ein Wüßling, der Blasé ein Verlehter, der Flaneur ein Strolch oder Pfastertreter u. s. w. u. s. w. Die deutsche Sprache ist ehrlich grob, sie will nichts von der gesellschaftlichen Schönsärberei, sie hängt dem Laster kein interessantes Mäntelchen um, und das ist gut. Völker und Zeiten müssen in sich zerfallen, wenn ihre Sprache den sittlichen Halt verliert, oder gar das Faule und Hohle beschönigt. Darum halten wir fest an der Aufrichtigkeit unserer Sprache, wenn sie auch Manchem scharfrichterisch und grob dünken mag. Volksthümliche und sittliche Beweggründe erheischen das.

Die Zeitungspressen hat hier und dort mit gewissenhafter Strenge Gutes zu wirken begonnen, aber wer weiß nicht, wie es mit dem Deutsch bei manchen Führern der „Journale“ ausfieht, und so lange unsere deutschen Zeitungen wesentlich ausländische sein müssen, indem man über die inneren Angelegenheiten des Vaterlandes kein rechtes Wort sagen darf, so lange werden sich's die Uebersetzer leicht machen und manches frische und freie Wort muß zurückgehalten werden, weil es sich der Bevormundung entzieht.

Ich komme hiermit auf das wesentlichste Hinderniß einer volksthümlichen Sprache: die Censur. Der kernige Ausdruck, der den Gegenstand rund heraus packt, das Ding beim rechten Namen nennt, wird durch die Censur verdrängt. Das Starke, Feste, muß abgeschwächt und verdünnt, die frische Blüthe des Lebens zu einem verkochten Absud verwandelt, das Handfeste breitig gemacht werden. Man darf keinen wirklichen Gegenstand, keine Thatsache, keinen Charakter frisch herausgreifen, und was auf ein bestimmtes Einzelnes gemünzt ist, was ein kenntlich bezeichnendes Gepräge haben sollte, muß zum Allgemeinsage eingeschmolzen werden. Einem Allgemeinsage stellt man viel weniger nach, als wenn man dem wirk-

lichen Leben geradezu auf den Leib geht. Das Wesen des Volksthümlichen, des individuell Durchgearbeiteten und Neugewonnenen ist aber, vom Einzelnen, Bestimmten, zum Allgemeinen aufzusteigen, während wir es jetzt meist den Lesern überlassen müssen, die allgemeinen Recepte aufführe besondern Zustände anzuwenden und solche allein zu erkennen. Das erheischt aber eine Bildung, wie sie noch auf keine Weise vorausgesetzt werden kann.

Neben der Verallgemeinerung der Gedanken ist man auch noch oft dazu verdammt, die offensten Ansichten zu verlarven, den redlichsten und aufrichtigsten eine abschreckende Teufelsmaske vorzubinden, damit man unter dem Scheine der Bekämpfung wenigstens eine Erörterung anregen dürfe. Traurig, wer sich im Bewußtsein der guten Absicht dazu verleiten läßt, sich selbst und die von ihm ausgehende Wahrheit zu entweihen.

In der Schrift, zumal in der volksthümlichen, sollen wir uns dem Sprechen nahe verhalten. Nun nistet sich aber das Bewußtsein der Bevormundung in die Seele, oft noch bevor der Gedanke geboren, und beim Schreiben selber schaut uns oft die Polizei über die Schulter weg zu. Wir wollen keine Gelegenheit zum Streichen geben, weil die Streichlust weiter hinein fährt und Stellen vernichtet, die ohne ihren sträflich angesehenen Nachbar frei ausgegangen wären. Wir lernen im besten Falle die Kriegskunst, aber nicht die im offenen Felde, sondern die Kriegskunst der Schmugler, mit ihren Schleichwegen und Kniffen. Wir können kaum mehr ermessen, welche Gedanken und welche Sprache wir gewonnen hätten, ohne daß das Bewußtsein der Bevormundung vor und in uns gesetzt wäre. Es war nicht unnöthig, dies hier auszusprechen, um manchen vertrauensvollen Humanitätsfreunden (ich sage absichtlich nicht Volksfreunden, weil solches einen ungehörigen Hochmuth voraussetzt) darzuthun, daß wir die volksthümliche Schrift und Sprache erst in und mit der Freiheit gewinnen werden.

So lange die Humanität auf abstractem Boden in Erörterung der Principien stand, fand sie hochgestellte Gönner und Förderer; jetzt, da sie hinaustritt in's Leben und nicht umhin kann, manches lieb Gewordene und hoch Gehaltene zu verletzen oder anzugreifen, jetzt muß sie sich Schritt für Schritt durch Hindernisse hindurchschlagen. Selbstmörderisch wäre es aber doch, in eitler Lässigkeit

jetzt dem Volke das vorzuenthalten, was man ihm zu bieten vermag. Wir müssen unter ehrlosen Verhältnissen die innere Ehre wach erhalten, in uns und Anderen.

Es sind aber auch nicht immer der thatsächlichen Gewalt gegenüber stehende Gedanken, die wir zurückhalten müssen; es wäre auch Aufgabe der Wahrhaftigkeit, manches im Namen der Freiheit Auftretende zu bekämpfen. Die lange, mit dem tiefsten innern Widerspruche ertragene Bevormundung hat es dahin gebracht, daß alles der äußeren thatsächlichen Gewalt Mißliebige vorweg und unbesehen als das Freie, auf das Volkswohl Abzielende gilt. Solche innerste Auflehnung der Gemüther, solche Auflösung und Verwirrung hat die unberechtigte Bevormundung zu Stande gebracht. Sie allein hat es zu verantworten. Es gibt ganze Richtungen, die den Schutz der polizeilichen Verfolgung genießen; wir müssen sie unbekämpft lassen, weil ihnen die rohe Gewalt auf dem Nacken sitzt; wir wollen nicht Handlanger der Polizei sein und uns durch einen Gnadenblick beleidigen lassen. Die polizeiliche Verfehlung hat vieles Verdammungswürdige dem zuständigen Richter entzogen; dieser Richter ist einzig und allein der Volksgeist und der allgemeine Geschmack. Wäre das Wahlfeld offen und frei, wären den Bekämpften nicht die Hände gebunden, wir würden in offener Sprache den offenen Sinn des Volkes gegen sie aufrufen. Nun aber müssen wir manche Verwirrung und geistige Falschmünzerei gewähren und selbst in die Volkskreise dringen lassen, weil wir den Beistand der rohen Gewalt nicht zur Seite haben wollen.

Ein lebendiges volksthümliches Geistesleben und eine volksthümliche Sprache ist nur in der ungehinderten Oeffentlichkeit und Freiheit möglich, dort allein kann sich zeigen, wer den Geist des Volkes kennt und die Sprache seines Geistes spricht.